

**Joachim Kahl**

## **Philosophie und Humor im Werk Wilhelm Buschs**

### **I**

Zu den Wohltätern der Menschheit gehören nicht nur Ärzte, die Verletzungen des Körpers heilen und Schmerzen der Organe beseitigen. Es gehören auch jene dazu, die Verletzungen und Schmerzen der Seele lindern und uns helfen, emotional gesund und widerstandsfähig zu bleiben oder zu werden: die professionellen Psychotherapeuten einerseits sowie die Humoristen, Clowns, Komödianten, Narren andererseits, mögen sie ihre Kunst berufsmäßig oder spontan ausüben. Sie zeigen uns, wenn sie gut sind, die Komik des menschlichen Daseins. Sie lehren uns, wenn sie gut sind, den Blick für das Lächerliche, Skurrile, Bizarre im kleinen und großen Weltgetriebe und verschaffen uns dadurch willkommene Entlastung vom Realitätsdruck.

Ein guter Witz wird immer seinen Rang auf der Speisekarte geistiger Genüsse behaupten. Aber auf Dauer genügen keine Witze, Späße, Scherze, um mit der Härte des Lebens zurecht zu kommen. In den Niederungen des Alltags tut ein robustes Lebensgefühl des Humors Not, eines Humors, der sich aus Melancholie und Heiterkeit speist. Dieser Humor kennt den Verschleißcharakter aller Dinge und die Macht menschlicher Bosheit und Borniertheit, ohne doch den Blick für die schönen Seiten der Natur und des Lebens zu verlieren: der also zu einer Lebensbejahung „trotz alledem“ fähig ist.

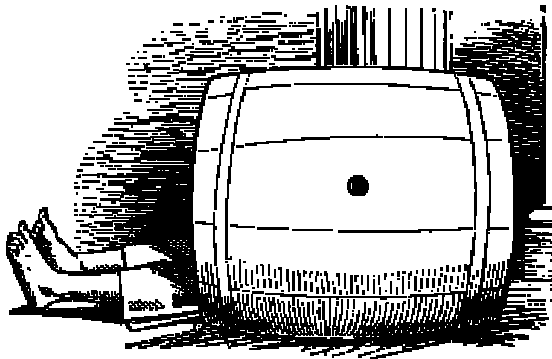
Damit sind wir bereits bei Wilhelm Busch angelangt, dessen Werk uns unvergessliche Einblicke gewährt in die Tragikomödie, die sich menschliche Existenz nennt. Als Meister zeichnerischer Verknappung und sprachlicher Verdichtung, bestärkt durch die Lektüre Arthur Schopenhauers und Charles Darwins, inszeniert er vor uns eine Weltbühne mit ebenso alltäglichen wie phantastischen Kulissen, vor denen und in denen ebenso alltägliche wie phantastische Figuren agieren. In einer längst untergegangenen agrarisch-vorindustriellen Gesellschaft führt er Begebenheiten auf, in denen das Murphysche Gesetz vorweggenommen zu sein scheint: „Alles, was irgendwie schief gehen kann, geht auch irgendwann schief.“ („Whatever can go wrong, will go wrong.“)

Dieses, dem US- Ingenieur Edward Murphy zugeschriebene, von ihm durchaus ernst gemeinte Gesetz, seither oft parodiert, bietet viel Raum für klamaukhafte Übertreibungen. Auch Wil-

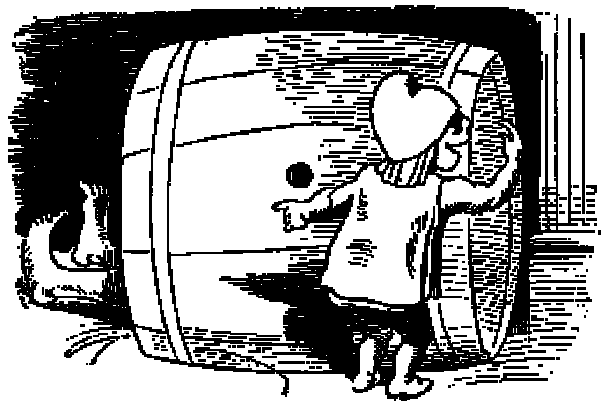
helm Busch ist der Versuchung solcher klamauk- und klischeehafter Übertreibungen und Überzeichnungen gelegentlich erlegen. Unkritische Wilhelm Busch – Begeisterung sei ferne! Mit der kurzen Bildergeschichte „Diogenes und die bösen Buben von Korinth“ jedoch greife ich ein Meisterstück aus seinem Gesamtwerk heraus, das es in sich hat. In einer temporeichen Handlung, die sich nur innerhalb weniger Minuten auf nur wenigen Quadratmetern und mit nur wenigen Requisiten abspielt, hat er eine Parabel des Weltlaufs geschaffen: immer wieder sehenswert, lesenswert, nachdenkenswert, düster und aufbauend zugleich.

### Wilhelm Busch

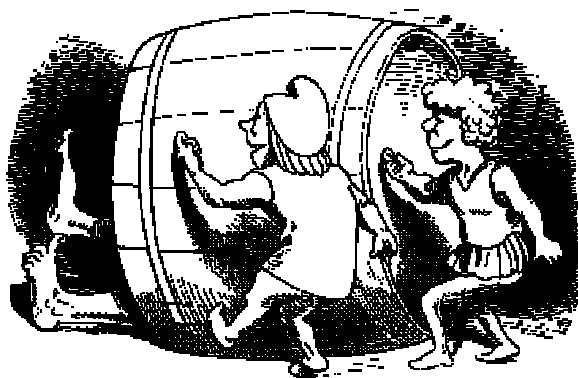
#### Diogenes und die bösen Buben von Korinth



Nachdenklich liegt in seiner Tonne  
Diogenes hier an der Sonne.



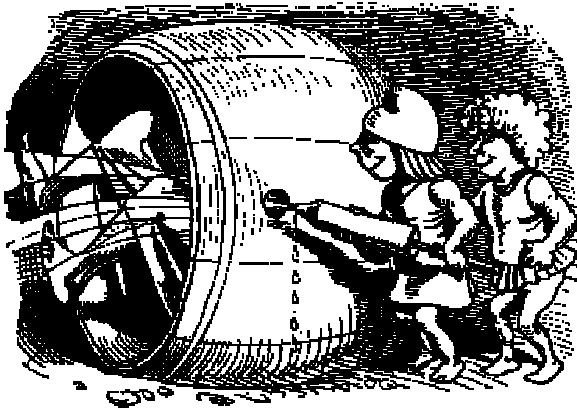
Ein Bube, der ihn liegen sah,  
Ruft seinen Freund; gleich ist er da.



Nun fangen die zwei Tropfen  
Am Fasse an zu klopfen.



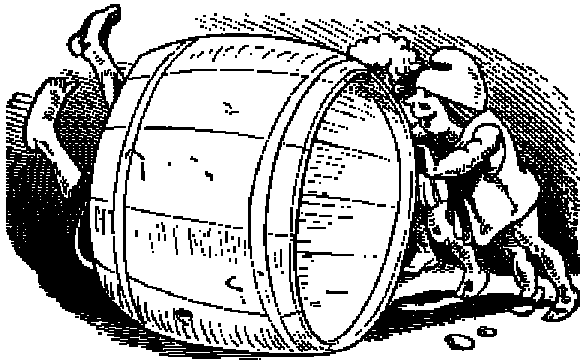
Diogenes schaut aus dem Faß  
Und spricht: »Ei, ei, was soll denn das?«



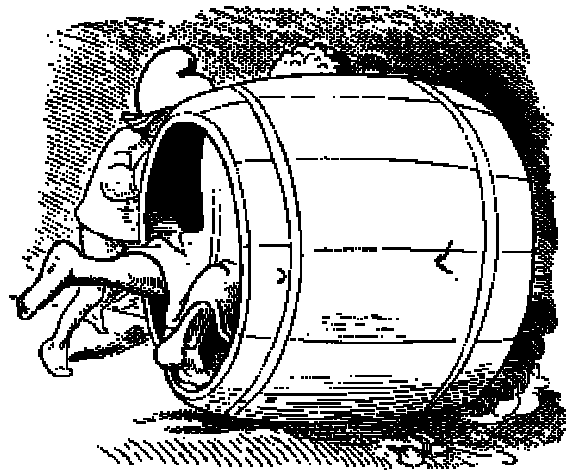
Der Bube mit der Mütze  
Holt seine Wasserspritze.



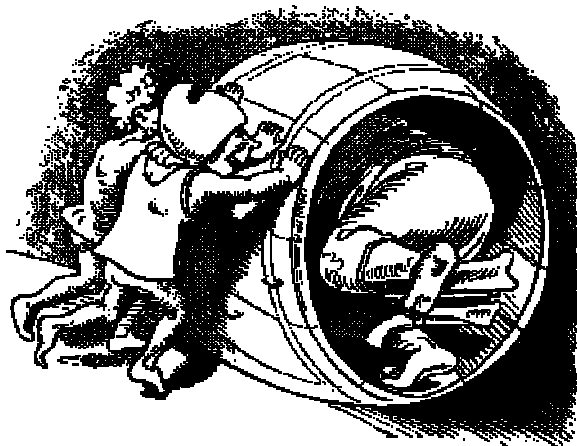
Er spritzt durchs Spundloch in das Faß.  
Diogenes wird pudelnaß.



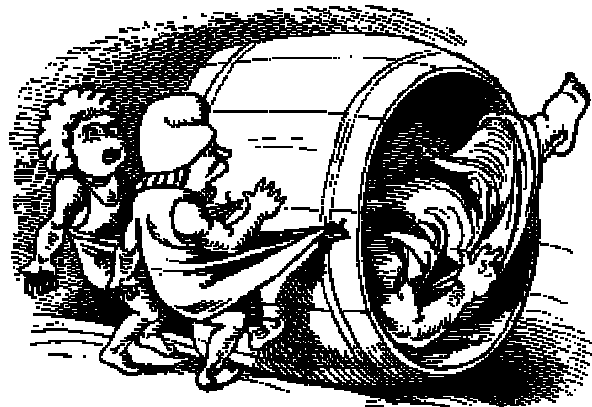
Kaum legt Diogenes sich nieder,  
So kommen die bösen Buben wieder.



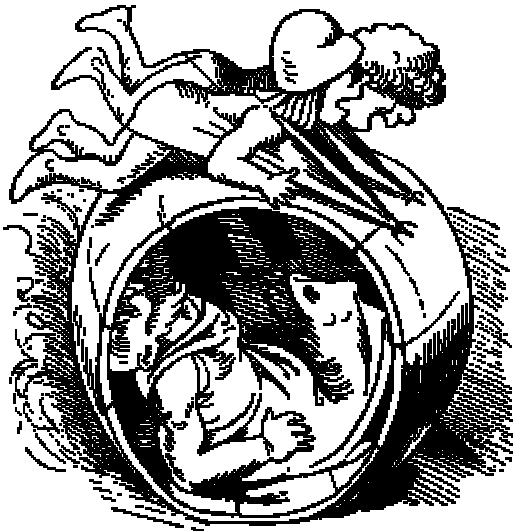
Sie gehn ans Faß und schieben es;  
»Halt, halt!« schreit da Diogenes.



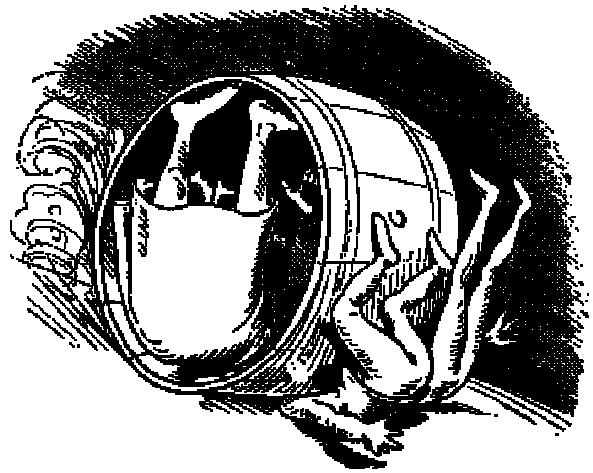
Ganz schwindlich wird der Brave. -  
Paßt auf! Jetzt kommt die Strafe.



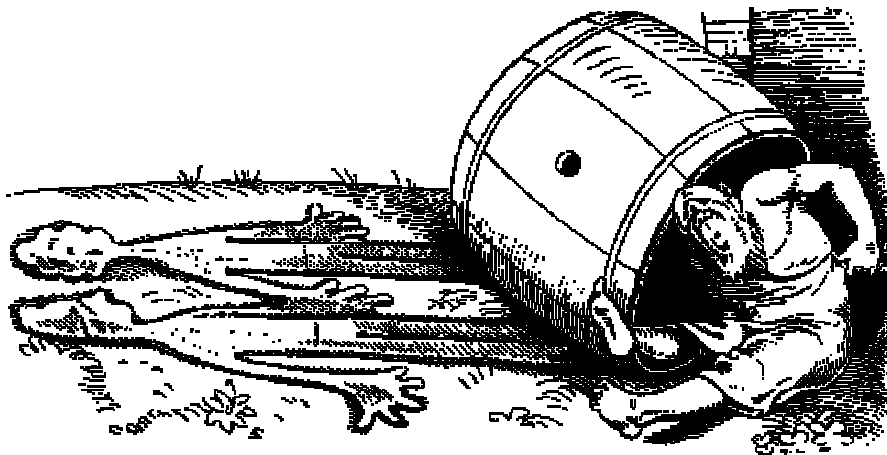
Zwei Nägel, die am Fasse stecken,  
Fassen die Buben bei den Rücken.



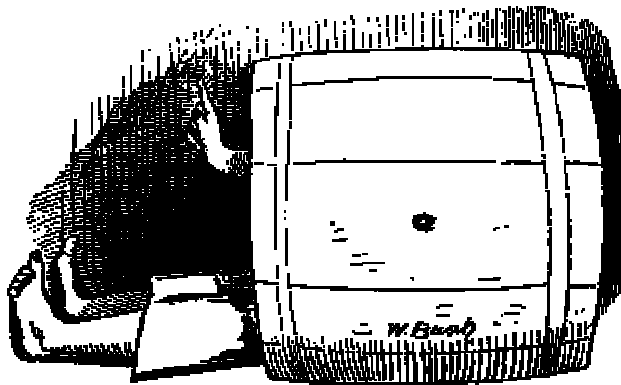
Die bösen Buben weinen  
Und zappeln mit den Beinen.



Da hilft kein Weinen und kein Schrein,  
Sie müssen unters Faß hinein.



Die bösen Buben von Korinth  
Sind plattgewalzt, wie Kuchen sind.



Diogenes der Weise aber kroch ins Faß  
Und sprach: »Ja, ja, das kommt von das!!«

Wilhelm Busch fühlte sich dem griechischen Philosophen Diogenes, einer kauzigen Gestalt von großer Volkstümlichkeit, in mancher Hinsicht geistes- und gefühlsverwandt. In unserer Erzählung bringt er ihn mit zwei antiken Vorläufern von Max und Moritz zusammen. Anhand eines unscheinbaren Vorgangs gestaltet er - mit knappsten Mitteln - eine tragikomische Begebenheit von tieferer Bedeutung. Historisch korrekt wird der kynische Philosoph in naturnaher und zivilisationskritischer Bedürfnislosigkeit dargestellt. Ohne Schuhe oder Sandalen und unrasiert liegt Diogenes in einer Tonne als Wohnung und genießt die Sonne. In der ersten und in der letzten Szene wird er zugleich als Philosoph charakterisiert. Anfangs nur „nachdenklich“, ist er am Schluss „der Weise“, der lehrhaft den Finger hebt. Wertend kommentiert er den Vorgang: „Jaja! Das kommt von das!!“ Das will sagen: es gibt einen inneren Zusammenhang, eine innere Logik, zwischen dem Schabernack der beiden Buben und ihrem bösen Ende. Es ist die Aufgabe des Philosophen, den Vorgang, der die beiden überfahren, im wörtlichen Sinne überrollt hat, zu verbalisieren, bewusst zu machen, auf den Punkt zu bringen: auf die unbedachten Folgen menschlichen Handelns zu verweisen.

Wie baut Busch die Spannung auf? In drei Schritten steigern die bösen Buben ihren Schabernack. Zunächst klopfen sie nur von außen an die Tonnenwand. Sodann spritzen sie durch das Spundloch in die Tonne hinein. Und schließlich schieben sie die Tonne an, so dass sie ins Rollen gerät und Diogenes einer realen Gefahr ausgesetzt wird. Beim Anschieben der Tonne vollzieht sich ein qualitativer Umschlag, der nicht nur die Tonne, sondern die ganze Geschichte ins Rollen bringt. Jetzt verlieren die Buben das Maß. Sie schießen über das Ziel hinaus. Sie überschreiten die Grenze. Sie überspannen den Bogen. Aus Spaß wird Ernst, der dumme Jungenstreich schlägt in tödliche Gefahr um. Die Täter werden zu Opfern, zu Opfern ihrer selbst. Der Geschehensablauf spiegelt sich in ihren Gesichtern. Lachen schlägt in Weinen, Lust in Entsetzen um.

Die Bosheit der Buben drückt sich in ihrer Schadenfreude aus, in ihrem Lustgewinn auf Kosten eines anderen Menschen, und in ihrer Maßlosigkeit, die zur Gewalt führt. Anfangs ist ihr Streich noch harmlos. Aber sie steigern sich schrittweise und lassen sich auch nicht bremsen, als Diogenes sie mahnt und schilt. Indem sie ihn und sein Gehäuse durcheinander wirbeln, berauben sie den Philosophen der Freiheit, in Ruhe seiner selbst gewählten Bedürfnislosigkeit zu leben und schlicht nachzudenken. Sie verfehlen das Maß, ihr Maß. Dadurch handeln sie zerstörerisch und selbstzerstörerisch.

In einem kühnen Anachronismus, der Jahrhunderte überspringt, stattet Busch den Anführer der beiden Buben mit einer französischen Jakobinermütze aus. Damit gibt er dem Geschehen einen warnenden politisch-historischen Hintersinn. Auch die Jakobiner waren in ihrer revolutionären Praxis zu weit gegangen. Mit der Schreckensherrschaft unter Robespierre hatten sie schließlich ihre eigene Machtbasis untergraben und sich selbst das Grab geschaufelt.

Der von den Buben selbst in Gang gesetzte Ablauf entfaltet seine innere Gesetzmäßigkeit, seine unerbittliche Notwendigkeit mit Hilfe der *zufällig* außen am Fass steckenden zwei krummen und rostigen Nägel. Zunächst sind sie gar nicht aufgefallen. Sie waren unsichtbar auf der Rückseite der Tonne. Erst als die beiden Buben anschieben, geraten sie ins Blickfeld – des Betrachters, nicht der Akteure. Wie oft ist das Zufällige das Kleine, Unscheinbare, Übersehene, Überhörte, Vergessene, Unwägbare, Belanglose. Weil aber objektiv real, kann es große Folgen entwickeln – je nach den Bedingungen, Anfangsbedingungen, Randbedingungen.

Falls Diogenes die Nägel überhaupt registriert hat, hat er sie stecken lassen, weil sie ihn in seiner bequemlichkeitsverachtenden Lebensweise der Bedürfnislosigkeit nicht störten. Jetzt werden sie den Buben zum Verhängnis. An den kleinen Widerhaken des Alltags machen sich übergreifende Notwendigkeiten fest. „Die Sache hat einen Haken“, sagt der deutsche Volksmund. Im Sinne Wilhelm Buschs werden die Nägel zu Hebeln einer weltimmanenten Strafgerechtigkeit, die der Künstler in eigenwilliger Anlehnung an die Philosophie Arthur Schopenhauers immer wieder dargestellt hat.

Die Nägel sind eine zufällige Erscheinung an der Oberfläche des Geschehens. Sie könnten auch fehlen, ohne dass sich an der Tonne als Tonne und am Gesamttablauf etwas ändern müsste. Freilich hätte dann ihre Funktion von etwas anderem übernommen werden müssen.

Beispielsweise hätte Busch die Kleider der Buben auch in einen Spalt zwischen zwei Brettern festklemmen lassen können. Das Zufällige verschränkt sich mit dem Notwendigen in einer bestimmten Streubreite, eben, weil es sich um Zufälliges handelt. Insofern tritt ein Gesetz nie rein auf, sondern ist stets mit Besonderheiten dieser oder jener Art, eben mit Zufälligkeiten, vermischt.

Das tragikomische Ende der zwei Buben hat niemand gewollt. Weder die zwei Buben selbst, die nur einen gedankenlosen Streich verübt haben. Noch auch Diogenes, der lediglich seiner

Beschaulichkeit frönen, aber kein Strafbedürfnis ausleben will. Ein deutsches Sprichwort formuliert den Wirkungszusammenhang von „kleinen Ursachen – großen Wirkungen“. Die Chaostheorie spricht vom „Schmetterlingseffekt“, wonach – je nach Anfangs- und Randbedingungen – der Flügelschlag eines Schmetterlings hier bei uns zu einem Orkan auf einem anderen Kontinent beitragen kann. Hegel sah in solchen Fällen die „List der Vernunft“ am Werk. Was ist gemeint? Worum geht es?

Es geht um die oft bittere menschliche Grunderfahrung, dass Absicht und Ergebnis unseres Handelns, Intention und Funktion unseres Tuns weit auseinander klaffen können. In der humoristischen Formulierung Wilhelm Buschs:

„Aber hier, wie überhaupt,  
kommt es anders, als man glaubt“. (Plisch und Plum, erstes Kapitel).

Im menschlichen Tun steckt objektiv immer mehr, als dem handelnden Subjekt bewusst ist. Eine Handlung kann etwas anderes bewirken, als die handelnde Person oder die handelnden Personen planen oder beabsichtigen. Die Menschen erschöpfen sich nicht in ihren Absichten. Eine Handlung kann außer den gewollten Folgen noch unerwünschte Nebenfolgen und Spätfolgen haben, absehbare und unabsehbare Wirkungen hervorrufen; willkommene und unwillkommene Effekte haben. Zu Risiken und Nebenwirkungen fragen Sie bitte Ihren Wilhelm Busch.

Wille und Wirkung, Absicht und Ergebnis klaffen oft weit auseinander, weil menschliche Tätigkeit sich nicht im Reiche der Phantasie, sondern im Reiche der Wirklichkeit ereignet, wo uneingeschränkt das Kausalgesetz gilt. So wird, von den Handelnden unbeabsichtigt und oft auch nicht mehr steuerbar, eine Eigendynamik in Gang gesetzt. Die „bösen Buben von Korinth“ werden von ihren eigenen Taten, genauer: ihren Untaten, überrollt. Die „Tücke des Objekts“ trifft sie, indem sie mechanische Energie in kinetische Energie umsetzen, Druck in Bewegung verwandeln. Dieses Gesetz der Physik meistern nicht sie, sondern es beherrscht sie, es überwältigt die Buben. Sie werden Opfer ihrer eigenen Handlungen.

Ihr böses Ende wird freilich von Busch so grotesk überzeichnet, dass es – eben dadurch – ästhetisch abgemildert, sublimiert ist. Die Strafe ist so unangemessen schwer, so unverhältnismäßig hart, dass sie als tragikomische Schlusspointe erscheint. Denn offenkundig könnte al-

lenfalls eine tonnenschwere Straßenwalze, nicht aber ein leeres Holzfass mit einem mageren Philosophen darin die zwei Kinder zu Fladenkuchen platt drücken. Außerdem ist kaum vorstellbar, dass Diogenes – scheinbar mitleidlos, als sei nichts geschehen – sich einfach wieder in seine Tonne verkriecht und die zwei Leichen ungerührt liegen lässt.

Wilhelm Buschs Erzählung ist ein humoristisches Plädoyer für Verantwortungsethik. Die Buben haben unverantwortlich gehandelt, insofern sie nicht die möglichen Folgen ihres Schabernacks im Voraus bedacht haben. Gezeichnet sind die zwei titelgebenden Figuren als Kinder, gedacht sind sie als Erwachsene. Spielerisch nutzt Busch die Doppelbedeutung des deutschen Wortes „Bube“ als eines Jungen und als eines Spitzbuben. Dadurch gerät das Bubenstück zur Parabel des Weltlaufs, in dem das Böse zwar allgegenwärtig ist, aber die Bösen doch nicht ungestraft davon kommen. Der ursprünglich von Schiller stammende, dann von Hegel aufgegriffene Satz „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ könnte so zwar nicht bei Busch stehen. Dafür enthält er zu viel Pathos. Aber inhaltlich ist er in seinen besten Arbeiten nicht weit davon entfernt.

Das letzte Wort behält der Philosoph, der den ganzen Vorgang auf die Ebene begrifflicher Klarheit hebt. Während den Buben alles unbegreiflich und unbegriffen bleibt, lautet der Schlusskommentar – um des Reimes willen in norddeutscher Mundart – „Jaja! Das kommt von das!“ Was kommt wovon? Diogenes hebt das universale Kausalgesetz, das Notwendiges und Zufälliges in sich schließt, als Kern des Geschehens hervor. Dabei ist der Handlungsablauf in dieser Bildergeschichte, weil in einer vorindustriellen Welt angesiedelt, ausgesprochen einfach und durchschaubar. Wie viel komplexer und deshalb risikoreicher sind unsere heutigen Lebensverhältnisse...

## II

„Humor ist, wenn man trotzdem lacht.“ So lautet eine häufig zitierte Sentenz des Schriftstellers Otto Julius Bierbaum, der um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in Deutschland viel gelesen wurde. Als hinführende, vorläufige Definition ist sie sicherlich hilfreich. Humor ist eine heitere Form subjektiven Widerspruchs, eine Spielart emotionalen Protests. Zu klären bleibt freilich, *wer* lacht, *trotz wessen* man lacht, *wie* man lacht und *in welchem* Sinne man lacht. Denn das Lachen ist so vielfältig und vieldeutig wie alle menschlichen Gemütsäußerungen. Wer wie worüber lacht, hängt – wie das gesamte Gefühlsleben – von mannigfachen indi-



viduellen und gesellschaftlichen Faktoren ab: vom Alter, vom Geschlecht, vom Bildungsgrad, von der Nationalität, von der sozialen Lage, von der Weltanschauung, um nur die wichtigsten Aspekte aufzuzählen.

Wilhelm Buschs Verständnis von Humor ist programmatisch in seinem Gedicht „Es sitzt ein Vogel auf dem Leim“ enthalten, das gleich zu Beginn der Lyriksammlung „Kritik des Herzens“ (1874) steht.

*Es sitzt ein Vogel auf dem Leim,  
Er flattert sehr und kann nicht heim.  
Ein schwarzer Kater schleicht herzu,  
Die Krallen scharf, die Augen gluh.  
Am Baum hinauf und immer höher  
Kommt er dem armen Vogel näher.  
Der Vogel denkt: weil das so ist  
Und weil mich doch der Kater frisst,  
So will ich keine Zeit verlieren,  
Will noch ein wenig quinquilieren  
Und lustig pfeifen wie zuvor.  
Der Vogel, scheint mir, hat Humor.*

Offenkundig hat Buschs Humor eine problematische Neigung zu falscher Beschaulichkeit, zu vorschneller Resignation, zu Fatalismus und Quietismus. Schauen wir genauer hin! Der Vogel befindet sich in einer doppelten Gefahr: er ist einem menschlichen Vogelfänger auf den Leim gegangen, und ebendeshalb ist er einem schwarzen Kater ausgeliefert, der sich heranschleicht und ihn fressen will. Ausdrücklich passt der Vogel sein Verhalten *nicht* der veränderten Lebenslage an. Er will „lustig pfeifen wie zuvor“, weil er schicksalsgläubig davon ausgeht, er werde ja ohnehin vom Kater gefressen. So gibt der Vogel – denke ich - weniger ein Beispiel für inspirierenden Humor als vielmehr für demoralisierte und demoralisierende Tatenlosigkeit.

Welche Möglichkeiten verschenkt der Vogel? Statt weiter zu quinquilieren, könnte er laute Klage- und Warntöne ausstoßen und so tierliebe Menschen um Hilfe rufen. Er könnte noch kräftiger mit den Flügeln schlagen und den Kater wegzupicken suchen. Leider hatte Buschs Vogel noch nichts von den zwei Fröschen gehört, die in eine Milchtonne gefallen waren. Der

eine resignierte voreilig und ertrank schließlich. Der andere strampelte so kräftig, bis schließlich die Milch zu Butter geworden war und er aussteigen konnte.

Wer kämpft, kann verlieren. Wer nicht kämpft, hat schon verloren. Oder – mit einem bleibend richtigen Bonmot aus der 68er Zeit gesagt - :“Wer sich nicht wehrt, lebt verkehrt.“ So ist es. Gerade im Lebenskampf in all seinen Spielarten und auf all seinen Schauplätzen kommt es darauf an, sich humorvoll zu wehren, nicht humorlos, nicht verbissen, nicht verbiestert, nicht verkniffen, nicht dogmatisch, nicht fanatisch, sondern sich so zu behaupten, dass das Lachen und das Lächeln sich als eine emotionale Triebkraft des Handelns entwickeln können. Humor löst keine objektiven Probleme, Humor löst subjektive Spannungen. Er befreit von Verhärtungen und Verkrampfungen im handelnden Subjekt.

Die edelste Sendung des Humors ist in der Tat die, uns lächelnd mit dem Unabänderlichen im großen und kleinen Weltlauf zu versöhnen, uns die Einsicht in die Notwendigkeit schmackhaft zu machen, worin nach Hegel eine Gestalt der Freiheit besteht. Aber was ist das Unabänderliche, das Unvermeidliche, das Notwendige? Hier hat Busch vorschnell die Flinte ins Korn geworfen und nicht genügend ausgetestet, was im konkreten Einzelfall tatsächlich unvermeidbar ist und was noch hätte vermieden werden können.

Dieser ungute Pessimismus drückt sich auch in anderen Gedichten aus. In „Woher, wohin?“ aus der späten Sammlung „Schein und Sein“ (1909) heißt es:

„Lass dich nicht aufs neu gelüsten.  
*Was geschah, es wird geschehn.*  
*Ewig an des Lebens Küsten*  
 Wirst du scheiternd untergehn.“

Unverblümt behauptet Busch hier die Vergeblichkeit allen menschlichen Strebens und leugnet schroff und schnöde jeglichen Fortschritt. Die Ziele der zeitgenössischen Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung, die überwältigende Mehrzahl der Menschen an Wohlstand, Kultur und politischer Macht teilhaben zu lassen, konnte er daher nur verzerrt wahrnehmen und abweisen.

Freilich war Wilhelm Busch kein Ideologe, sondern ein kreativer Künstler mit gesundem Realitätssinn. Insofern konnte er die Position radikaler Hoffnungslosigkeit nicht dauerhaft durch-

halten. In einem kleinen Vierzeiler, integriert in einen kurzen Prosatext mit dem Titel „Mein Dank“ (1902), anlässlich der vielen Gratulationen zu seinem siebzigsten Geburtstag, tritt immerhin eine lächelnde Glücksgöttin Fortuna auf:

„Fortuna lächelt, doch sie mag  
*Nur ungern voll beglücken;*  
*Schenkt sie uns einen Sommertag,*  
 So schenkt sie uns auch Mücken.“

So ist es. Kein Sommer ohne Mücken! Kein Winter ohne Glatteis. Kein Herbst ohne Nebel mit Sichtweiten unter fünfzig Metern. Kein Frühling ohne Nachtfroste. Aber das festzustellen, ist kein Pessimismus, das ist erfahrungsgesättigte Skepsis, die nüchtern das Doppelgesicht der Natur registriert. Auch alle menschlichen Dinge haben ihr Doppelgesicht. Friedrich Schiller sagt mit dem ihm eigenen Pathos in der Ballade: „Der Ring des Polykrates“:

„Des Lebens ungemischte *Freude*  
 ward keinem Irdischen zuteil.“

So ist es. Alles menschliche Glück, wo es sich denn einstellt, ist Glück im Unglück. Alle Freude, wo sie denn erfreulicherweise aufkommt, ist irgendwo und irgendwie mit mindestens einem Wermutstropfen versehen. Humor ist das Lebensgefühl, das sich lächelnd in dieses Webmuster einer ewig unzulänglichen Welt fügt und – versöhnt und vertraut mit den bleibenden Unvollkommenheiten aller Verhältnisse – ein Ja zum Leben sagt: trotz alledem. Als Helfer und Begleiter auf dem langen Weg, sich mit dieser schaurig-schönen Welt zu arrangieren, wird Wilhelm Busch stets willkommen sein. Ihm sei das letzte Wort gegönnt mit einem Gedicht, das als Schlusspunkt in der Sammlung „Schein und Sein“ steht:

*Buch des Lebens*  
*Hass, als minus und vergebens,*  
*Wird vom Leben abgeschrieben.*  
*Positiv im Buch des Lebens*  
*Steht verzeichnet nur das Lieben.*  
*Ob ein Minus oder Plus*  
*Uns verblieben, zeigt der Schluss.*